

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 9

Artikel: Anker Larsen

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Aha, aus Zeitschriften und allerhand Blättlein gesammelte Gedichte. Laß sehen! Hoffentlich sehest du mir die Sammlung der Blätter unten im Arbeitszimmer nicht im gleichen Sinne fort: „Im Feuer geläutert“ — wenn dieses Bild nur nicht so uralt wäre! Der Poet möchte sonst angehen.“

Und mit gespreiztem Pathos wirft sich der Lehrer auf das folgende Gedicht:

„Der Vate der Trauer.

Du grauer Vate mit verhängnis schweren Bliden,
Wer sendet dich an diesen festgeschnürteten Ort?...“

„Schon gut, kennen wir. Da hat sich sogar ein Ritorne eingeschlichen: „Feuer, dein Blick“. Wir sollten zwar mit einander über die Kinderkost hinausgelangt sein, Hilde. Weiter:

„Dringt ein Schmerz dir in die Brust,
Kann er sich zur Perle wandeln...“

Er hält im Lesen inne. „Hilde“, ruft er, „wo hast dieses Stück her?“

„Ich fand beim Aufräumen des Estrichs ein altes, blaues Heftchen. Gleich werde ich es haben.“

Hilde weiß die Gelegenheit zu benutzen, dem Vater zu entwischen. Und er sitzt nun allein und liest dieses, sein Jugendgedicht, zu Ende. So also dachte und schrieb er damals, kindlich und doch mit einer gewissen Erwachsenengebärde. Alte Bilder leben auf, und er sieht sie wieder vor sich, jene Zeit des festen Glaubens, der tiefen Gefühle und der geheimen Träne, in der sich unbestimmte, ersehnte Fernen spiegelten. Da bringt Hilde das Heftchen, und er findet darinnen eine Notiz über ein gelesenes Buch, das ihn damals tief gerührt hatte. Und jenes überschwängliche Gefühl hatte ihn zum Reimen gedrängt. Nun spielt ein Lächeln in den Gesichtszügen des literaturstrengen Mannes; er sieht ein, daß jenes Buch unter seinen älter gewordenen Augen auch nicht mehr Gnade finden würde als die in den Klausurarbeiten angeführten Werke. Und sein blaues Heftchen? Könnte als die auserlesene Fortsetzung zu den eben korrigierten Arbeiten gelten!

Die Tochter aber kann aus dem seltsamen Verhalten des Vaters nicht klug werden.

„Hilde“, sagt er endlich in gemütlichem Plaudertone, „die Zeit wird auch dir von selber kommen, da du solche Neimereien weglegen wirst, wie ich seinerzeit — diese, meine eigenen. Die Zeitungen behalte mir auf, ich habe unten noch Arbeit.“

Gottfried H. E.

Anker Larsen.*)

Bon Alfred Fankhauser.

Hamsun, der große Dichter des Nordens, umfaßte zum letzten Mal die Welt der Erscheinungen mit dem Blick des Realisten, dem jede Gebärde, jede Gesichtsfalte, jede Färbung der Stimme Symbol wird für ein bedeutsames seelisches Geschehen. Aber das Seelische war diesseitig, war ein Zustand ohne Ausblide hinter die Masken des Vergänglichen. Man fühlte wohl: Es war ein Ende, weiter kamen wir nicht mehr im Begreifen des einfachen Diesseits. Es gab nur noch die Verfeinerung der Symbolik, die immer zerbrechlicher und immer zarter und lockerer in den Aus-

*) Deutsch bei Grethlein & Cie., Zürich und Leipzig.

Ueber sein äußeres Leben schreibt Anker Larsen selber: „Geboren in Langeland (dänische Insel) am 18. September 1874 — Student 1894, studierte anfänglich Theologie, aber ich gab das bald auf; denn ich suchte nach dem lebendigen Leben und nicht nach toten Knochen — selbst wenn es die Knochen von Heiligen waren. Darnach beschäftigte ich mich ebenso unbefriedigt mit Religionsphilosophie und Zura. 1898 verließ ich die Universität und lebte bis 1905 von jeder Art Arbeit, die ich zufällig bekommen konnte. Von 1905 an war ich eine Reihe von Jahren am Theater, teils als Schauspieler, teils als Regisseur, teils als Verfaßer von Dramen, und schrieb während der Zeit einige Bücher. 1922 verließ ich — hoffentlich für immer — das Theater.“ — Anker Larsen hat anfangs dieses Winters in Bern, geladen durch die Freistudentenschaft, Vortrag gehalten und begeisterte Aufnahme gefunden.

drücksmöglichkeiten wurde; der Mensch selbst als solcher schien „ausgeschöpft“. Geschickte Epigonen konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß jeder Weg aufhörte. Hamsun selbst



Der dänische Dichter Anker Larsen, Verfasser des „Der Stein der Weisen“.

bezeichnete seinen Pessimismus und seine Weglosigkeit in dem furchtbar visionären Roman „Letztes Kapitel“, in dem er Europas Menschheit mit den Insassen eines Sanatoriums symbolisiert und alle in einem großen Brande umkommen läßt, den einzigen ausgenommen, der vorher den Selbstmord versuchte.

Wohin nun? Die alten Schläuche mit neuem Wein füllen? Die Formen des Romans, der allgemein gültigen Gestalt heutiger Dichtung von neuem unter neuen Gesichtspunkten gestalten? Oder dem Kino und Radio eine literaturlose Zukunft überlassen? Aus Dänemark tauchte vor mehr als Jahresfrist ein neuer Name auf: „Anker Larsen“. Und man nannte in allen Zeitungen sein vom Verlag Gyldendahl preisgekröntes Werk „Der Stein der Weisen“ als dasjenige Buch, das uns über Hamsuns Pessimismus hinüberhelfen könne. Denn es zeigte plötzlich, daß es außer dem „diesseitigen“ Menschen noch einen andern gebe, eine Art, die sich gleichsam aus der offiziellen Welt verfrochen hatte. Diese offizielle Welt glaubte sich verpflichtet, aus den Ergebnissen der Wissenschaft schlüßen zu müssen, es gebe nichts außer diesen Ergebnissen. Trotzdem beinahe jeder neue Tag bewies, daß die Ziele dieser Wissenschaft an ähnliche Grenzen führten wie die realistische Dichtung und beim absoluten Pessimismus landeten. Trotzdem jeder sehende fühlte, daß hinter dem Weltbild der Wissenschaft neue unerwartete Dinge steckten. Es kam der Krieg und erschütterte die menschliche Seele, und mit der Erschütterung wurde das Verborgene obenauf geschwemmt: „Das Mystische!“ Erstaunlich: Ein Roman wird gekrönt, der sich das Mystische als Gegenstand auserlesen! Drei Männer ziehen aus und suchen den „Stein der Weisen“, das heißt nach Larsen das wirkliche Leben. Dahl, der Student, geht durch alle Übungen der theosophischen Loge, trainiert seine Psyche, zu erleben und bewußt zu beobachten, was sich im Zustande des Schlafes

mit ihm ereignet. Er geht durch die Regionen der Geisterwelt, hat Visionen, gelangt an die Grenze der Fähigkeit, Wirkliches von Visionärem zu unterscheiden, rettet sich vor dem Uebermächtigen durch einen Alkoholrausch, der die Fähigkeiten der Psyche wieder abtötet. Es war zuviel! Er ertrug es nicht, er verlor die Kontrolle darüber, ob ihn gefährliche Mächte narrten, oder ob er Wahrheit sah. Fand er den Stein der Weisen?

Ein anderer, der ausging, das Kleinod zu suchen, kommt wieder aus Amerika, aus der strengen Schule einer okkulten Führerin, die ihn zu einem neuen Menschen gemacht, und erklärt: „Den Stein dagegen habe ich beschlossen liegen zu lassen wo er liegt. Ich bin nicht sicher, daß es sich verlohnzt, ihn zu haben. Die Weisheit liegt vielleicht darin, daß er so gut verwahrt ist.“ So sagt Barnes, der in einer höchst sonderbaren Schule als Cowboy im wilden Westen von der Krankheit seiner Seele, einer „gewissen Fäule“, geheilt wurde, durch geradezu unmenschliche Arbeit, durch Schießen, Raufen und Reiten, durch Rippentösse und: durch Erlernen der Kunst, auch zu schießen und Rippentösse auszuteilen. Fand er den Stein?

Oder am Ende Holger, der Verbrecher, der nicht Ruhe und Frieden gewinnt, als bis er erkannt hat, die Welt sei für ihn ein einziges großes Zuchthaus, darin er die Strafe abzubüßen habe, die Strafe, die im Zuchthaus der Regierung nur ungenügend geführt wurde? Der Pfarrer konstatiert, daß in seiner Gemeinde die Verdammungssucht abnehme, seit Holgers vor allen Leuten als Bild der Väuterung und Reinheit dasteht, nur darauf bedacht, zu dienen, und alles anzunehmen, weil es von der über ihm waltenden Macht „hingestellt“ sei für ihn: Ein fallender Balken, der ihm die Glieder bricht, ebenso gut wie der Sonnenschein, der ihn wärmt, und wie die Schiebkarre, die auf seine Fäuste wartet, damit er arbeite...

Jeder zieht aus und sucht und findet seine Weisheit und seine Wahrheit. Gültiges sagt Larsen nichts, außer diesem einen. Und will wohl auch nicht mehr sagen. Gyldendahl stellte die Bedingung, daß der zu frörende Roman das beste Bild von den gegenwärtigen Zeitströmungen gebe. Also ein Bild von den Lösungsversuchen samt den Erfolgen. Nicht mehr. Larsen hat diese Bedingungen erfüllt. Der Abstand ist zu kurz, um zu sagen, ob diese Art, das Vorhandene zu konstatieren, über den Tag hinaus wegweisend sein kann. Konstatiert haben alle vor ihm, auch Hamjun, ein Künstler größter Kraft und ein Gestalter des Vorhandenen wie kein Zweiter. Die Forderung lautet aber, ob Larsen im Gegensatz zu Hamjun das Vorhandene, das nicht mehr genügt, vermehrt hat. Ob es genügt, daß er Totgeschwiegenes aus dem Leben der Zeit als Wesentliches vor die Augen Europas zu stellen wagte und den Erfolg errang, daß man ihm dies Wesentliche glaubte: Das Mystische. Man sagt, Larsen verzichte auf „Kunst“, weil er den Menschen helfende Hinweise geben wolle. Man nimmt seine Hinweise auf Vorhandenes schon als Wegweiser. Er habe an die Stelle der schönen Gestaltung wieder einen wesentlichen Stoff gestellt. Die Geschichte mag antworten, ob er wirklich ein Wegweiser war. Der todwunde europäische Intellekt hat aus tausend alten Wahrheiten Moden gemacht und für findige Verleger Verlagsgeschäfte ermöglicht, aber alle Modesachen gingen unter, weil man darüber schwächte, bis nichts mehr übrig blieb. Und auch die Dichter hatten nur geschwätz. Hat Anker Larsen, der die großen Worte von den zwei Menschentypen und den zwei seelischen Erscheinungen vom „Offenen“ und vom „Geschlossenen“ prägte, nicht mehr entfesseln wollen als ein solches Geschwätz? Man hat im letzten Jahr an unzähligen Teetischen und in unzähligen schöngestifteten, mehr noch, intellektuellen Kreisen „offen“ und „geschlossen“ als Gesprächsthema variiert. Man hat seinen Geist geübt und sich an den zwei Krüden durchs Labyrinth der Seele zu finden gesucht. Es sind zwei brauchbare Krüden, zweifellos, zu man-

chen Spielen, aber sie sollten mehr sein. Denn mit dem Begreifen geht es nicht, das sagt Larsens Buch. Es geht nur mit dem Handeln. Wird es zum Geschwätz, dann entsteht die „Fäulnis der Seele“. Die amerikanische Lehrerin sagt zu Barnes: „Du naßtest zu viel an den Gedanken anderer. Du weißt gar nicht, wie das den Kräften deiner eigenen Seele schadet!“ Dieses eine Wort nutzt an wie der Schlüssel zu einem unheimlichen seelischen Geheimnis, das als ein Fluch über unserer Zeit lastet. Und solche Geheimnisse wird der Leser des tiefen Buches mehrere finden.

„Offen und Geschlossen!“ In einem zweiten Buche „Martha und Maria“, ebenda, hat Anker Larsen zwei Frauengestalten geschaffen, welche diesen Seelentypen entsprechen. Maria ist die „Offene“. Die Kräfte der überseelichen Welt strömen von Jugend an durch die breiten Organe; die Augen sind Symbol dieser Natur; Martha, die Magd (wie in der Bibel) arbeitet mit den Händen, ist in sich verankert, ein Individuum schlechthin. Sie kann als Symbol der ganzen vergangenen arbeitenden Welt gelten. Für sie gilt, was den fünf Sinnen erscheint, mehr nicht, um diese Dinge leidet sie, an diesen hängt sie, diesen dient sie mit einem stets hilfsbereiten Lächeln. Maria wird Pfarrfrau, aber das Gesek, das ihr ein Kind gibt und wieder nimmt, wird von ihr überwunden; sie kennt kein Ruhen im Dasein, alles an ihr drängt zum Offnen gegenüber dem Unendlichen, und dieser Offnung steht der Dienst an den Dingen im Wege, von Anfang an, steht auch der sogenannte natürliche Beruf des Weibes im Wege. Erst als freiwillige Pflegerin an Krankenbetten erwacht die ganze Geschicklichkeit ihrer großen Hände, erst dann, als diese Hände sich einem größeren Dienst einordnen können. Vorher waren sie ungeschickt und ruhten aus, wenn die Nachdenklichkeit über die Seele kam. Lehre: Die Frau als reines Geschlechtswesen ist Torheit. Die „Frau“ war seit je Mutter und Scherin.

Es ist eine Vertiefung des Gedankens aus dem ersten Buche, ein Weiterspinnen des Fadens, und die Erzählung ist nur Mittel zur Veranschaulichung des Gedankengebäudes; der Künstler im Dichter hat also gleichsam abgedankt und dem Propheten Platz gemacht. Gebe ein gutes Geschick, daß er auch als Prophet wirke, und nicht als bloßer Theoretiker. Denn schöne Theorien, die zu nichts verpflichten, bringen die Korruption ins Reich der Seele. Und wer teilnimmt am Geschwätz über diese Bücher und sie liest ohne Impuls für sein Leben, der hat den Stein der Weisen nicht gefunden, der begeht die Sünde am Geist. Man muß schon solche Worte brauchen, um die Bedeutung der beiden Romane hervorzuheben.

Wandlung ist — Vervollkommenung.

Was jung ich fest geglaubt,
Das wanted längst und fiel.
Ich schüttle selbst mein Haupt:
Es ändert sich so viel!

Was einst ich lang geliebt,
Dem bin ich heute gram;
Was einst ich treu geübt,
Mir längst abhanden kam.

Was ich verfochten heiß,
Das hielt nicht Stand noch Stich;
Mein schwarzes Haar ward weiß,
Und alles wandelt sich!

Beweis ist's mir und Spur:
Die Wandlung tut uns not,
Wir sind im Werden nur,
Ein Werden auch der Tod.

Eugen Sutermeister.